

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994**

Schäfer, Wilhelm: Tischler Frank. Erzählung

**urn:nbn:de:bsz:31-62031**

### Tischler Frank.

Erzählung von Wilhelm Schäfer.



**H**andwerk hat zwar goldenen Boden, aber auch ein gläsernes Dach,

und wer zu hohe Leitern aufstellt, kommt in die Scherben. So lange der alte Frank am Hobeln blieb, sagten die Leute zwar Meister zu ihm statt Herr, aber wenn er Samstag Abends die letzten Späne von der Schürze klopfte und den Gesellen ihren Lohn in die Hände zählte, dann blieb noch immer soviel Geld im Lederbeutel, als zu einer neuen Nummer im Sparkassenbuch nötig war. Jedoch an einem Sonntag Morgen sechs Wochen vor Weihnachten kam sein fröhlicher Johannes zu ihm in die Stube, warf die Handschuhe und den grauen Filzhut auf den Stuhl und zählte hundert blanke Goldstücke auf den Tisch. „Siehst du, Vater,“ sagte er und drehte ihm einen Korkzieher aus dem grauen Knebelbart, „das alles zahlt mir der Seidenkaufmann Siegfried Heppenheimer, weil ich einen blonden Vollbart und gute Fingernägel und solche Augen und eine sanfte Stimme habe, daß die Damen Muster bei mir laufen, die schon seit einem Vierteljahr aus der Mode sind. Warum soll der Fettbauch den Nutzen von mir haben und warum sollst du am Leintopf sterben? Wir streichen dieses Haus blau an wie einen modernen Küchenschrank, und rund herum soll stehen in goldener Schrift: »Möbelfabrik von Georg Frank.« Ich bin Verkäufer, du führst das Kontor. Geld haben wir genug. Und was uns fehlt, das nimmst du als Hypothek aufs Haus.“

Der alte Frank war stolz auf seinen Johannes. Er sah ihn über die Zeitung weg bewundernd an, wie er mit schön geschwungenen Händen da stand und die Worte wie Wasserperlen um sich warf, setzte schließlich die Brille ab und klopfte, sie zwischen Daumen und Zeigefinger haltend, vorsichtig auf den Tisch und fragte fast schallhaft: „Sag 'mal, Johannes, wie kommst du zu dem Zeug?“

Dann gab es freilich hitzigere Darlegungen und auch Bedenken, Kopfschüttelnde trotzig Bedenken, auch

Rehrer Hintender Note für 1905.

gingen viele Tage hin mit zerstreuter Arbeit, mit raschen Gängen und nachdenklich gefalteten Stirnen. Aber genau am letzten Samstag vor Weihnachten funkelten die neuen Buchstaben über den Fenstern, und vor den Scheiben drängten sich die Leute und sahen neugierig, verwundert, sehnsüchtig das blaugraue Zimmer dahinter mit den zerstreut gestellten gelben Möbeln und den feingerahmten Steindruckern an der blaugrauen Tapete.

Der alte Frank war aus Mainz und verstand sich auf die Holzbehandlung. So ein Möbel von ihm hatte den Leim sozusagen in den Knochen statt nur so in den Fugen. Und weil es auch heut noch Leute gibt, denen ein Stück ehrlicher Handarbeit lieber ist als ein Maschinenmöbel — wie so ein Tischblatt ineinandergefügt ist, man sieht ordentlich die lustige Werkstatt noch daraus, die Hängelampe an der Wand und das rote Gesicht des Meisters — darum hatte Frank überall in den vornehmen Häusern der Stadt gute Kundschaft, und sein Handwerk hätte ihm den goldenen Boden gehalten. Und nichts als sein allzeit fröhlicher Johannes, dem er sein Leben herrlich machen wollte nach seinem Willen, nichts anderes hätte ihn aus der Werkstatt mit all den lieben Ecken und wohlbekannten Rissen im Kalk der Wände, die wie komische Personen ihre Drolligkeiten hatten, hinausgebracht in das gelblackerte Kontor mit den Messingleuchtern und den grünen Seidenvorhängen an Fenstern und Regalen.

Da sitzt er nun in einer sammetnen Hausjacke, die ihm Johannes gekauft hat, und im ungestärkten



Der alte Frank war stolz auf seinen Johannes.

Leinentragen. „Du brauchst keine Kalkleiste umzutun als alter Mann,“ sagt sein Sohn, „und es ist auch stilvoller für dich.“ Aber er fühlt sich unbehaglich mit zwei Arbeitshänden, die er in all dem Still nicht recht zu lassen weiß. Da sind Briefbogen mit blaugedruckten Köpfen, da steht eine messingblanke

Briefwage, Federhalter, Falzbeine, Lineale und Löcher, an nichts hat es Johannes fehlen lassen. Da sind dicke Bücher, die er führen soll und in denen nie eine Zahl stände, wenn Johannes nicht Abends stundenlang dabei säße.

So geht er wohl das Treppchen hinunter in den Laden, sieht seinen Jungen umhergehen im schwarzen langen Rock mit grauer Krawatte. Hier klebt er noch ein Preiszettelchen an und dort stellt er einen Stuhl zurecht. Es sieht alles unfäglich vornehm aus mit den grauen Seidenstoffen und den holzfarbenen Möbeln, und seine eigenen Schränke, die er noch zuletzt nach Zeichnungen gemacht hat, stehen fast zu schwerfällig hinter den dünnbeinigen Tischen. Wenn Kunden kommen, geht er schnell hinaus wie einer, der nur aus Vorwitz eingedrungen ist. Dann sitzt er an dem leeren Schreibtisch und horcht, wie sein Johannes spricht; manchmal schiebt er auch das grüne Seidengardindchen weg und lugt hinunter durch die Scheibe. Da sieht er verschleierte Damen und Herren mit Handschuhen, die hierhin und dorthin blicken, aber nie ein Möbelstück herzhast anfassen. Wenn nur einer herginge zu seinen Schränken und ein Schubfach aufzöge, damit er sähe, wie so etwas anders läuft als in den klapprigen Fabrikmöbeln. Die Menschen kommen ihm so zimperlich vor, so verlogen. Wenn sie dann noch fortgehen, ohne daß Johannes sein Notizbuch vorgezogen hat, möchte er mit der Faust in die Scheiben schlagen. Und es geschieht sehr oft und sogar meist, daß sie wieder fortgehen. Ist es, weil sein blondbärtiger Johannes wohl mit Damen, aber nicht mit Herren umzugehen versteht? Die wenden sich am ersten ab, wenn er mit den Damen im fröhlichsten Gespräch ist. Und wo bleiben seine guten Kunden aus der Königsstraße, die ihn so oft mit Aufträgen drängten und ihn ihren lieben Meister Frank nannten und ihm Wein und Cigarren boten, wenn er mit dem Zollstock in der Hand auf ihren Teppichen stand?

Und als es schon ins Frühjahr geht und wohl dann und wann ein Stück, auch einigemal eine kleine Einrichtung verkauft wird, aber kein richtiges Geschäft sich zeigen will, so daß auch Johannes, der anfangs wie ein siegender General war, sich manchmal erstappen läßt, wie er nachdenklich in eine Ecke starrt, da zieht er eines Morgens nach einer schlaflosen Nacht nicht die sammetne Hausjacke, sondern seinen altmodischen Handwerkerrock an.

„Wohin willst du?“ fragte Johannes, der ihm im Torweg begegnet.

„Es war mir heut Nacht so beengt ums Atmen, ich werde ein bißchen auf den Berg müssen,“ sagte er schalkhaft, weil er sieht, daß dem Sohn ein Mißtrauen übers Gesicht läuft. Und weil er nicht gern etwas sagt, was er nachher nicht hält, geht er zunächst auch wirklich aus der Stadt hinaus auf den Berg, und oben auf der Bank, wo unter ihm die letzten Dächer sind und gleich hinter ihm der Wald anfängt, sieht er ein Weibchen und hat seine wunderlichen und bangen Gedanken über die moderne Welt,

in der er, der Tischler Frank, an einem gewöhnlichen Donnerstag hier sitzt, als ob es Sonntag wäre. Als dann erst links an der lutherischen, dann ganz im Tal an der reformierten und endlich geradeaus an der Herzjesukirche die Uhren schlagen, da steht er seufzend auf und beginnt seinen sonderbaren Gang.

Da unten längshin im Tal, wo jetzt nur ein brauner Strich zwischen den nebeligen Dächern ist, wo aber im Sommer sich die grüne Allee hinzieht wie eine lange Raupe, da wohnen in Häusern mit Veranden und breiten Treppen die Leute, die in dieser Stadt das Geld haben, und bei manchen ist er seit mehr als zwanzig Jahren gut bekannt.

Er klingelt nicht vorn, geht um das Haus herum in den Hof, wo die Kutsher mit Eimern stehen und den Pferden die Hufe waschen, oder wo die Mädchen sich sichernd mit Korkpfropfen werfen. Aber gleich im ersten Hof hat er kein Glück. Ein freches Ding aus Berlin nimmt ihn dazwischen, klatscht in die Hände und



fängt an zu lachen: „Ach Zotte nich, der Meister Frank! Wat wollen Se denn hier in en Jesindehoff. Ich denk, Se sind Fabrikante, da müssen Se vorn jehn mang die Herrschaften!“

Und Frank, der sonst dem vorlauten Geschöpf eins auf den Mund geklappt hätte, der aber durch den ungewohnten Gang und durch die vielen Ermahnungen seines Sohnes, die er sich täglich holt, ganz konfus ist, geht an die Tür der Herrschaften. Da wird er noch einmal genarrt mit einer Bisttentarte, die er doch nicht hat, und geht traurig fort.

Beim zweiten Haus steht die junge Frau, die schon als Kind von ihm eine Puppenstube bekam, gerade in der Tür und knöpft ihre Handschuhe zu. „Nun, Meister Frank,“ sagt sie freundlich, hebt das rauschende graue Kleid auf, kommt die Treppe herunter und gibt ihm die Hand. Und er hält sie fest und sagt ihr, während ihm vor solcher Freundlichkeit die Augen heiß werden, daß sein Sohn oder eigentlich er nun das Geschäft habe und daß sie bei Bedarf vorkommen möchte mit ihrem Mann. „Ach so, richtig!“ sagt sie da und rafft ihre Schleppe wieder hoch. „Richtig, Sie sind ja jetzt!“ — sie lächelt ein wenig und zieht ihre feinen Nasenflügel spöttisch ein — „Fabrikant. Ja natürlich, da müssen wir mal einsprechen.“ Und

sie geht mit einer wirklichen Verbeugung an ihm vorbei durchs Gittertor hinaus, und er weiß genau, daß sie niemals kommen wird.

So verliert er den Mut in diesen stolzen Häusern der Königsstraße und geht in die enge Stadt zurück, wo der von seinen alten Kunden wohnt, den er sicher treffen kann, weil er für jeden und auch für ihn in der Rechtsanwaltsstube sitzt. Er ist zwar nicht reich zu großen Aufträgen, aber er hat immer ein paar kluge Worte, die manchmal auch Geld wert sind. Die Wartestube ist leer und er darf gleich zu ihm hinein.

Erst schreibt der kleine Mann noch ein paar Minuten, während er ihm ohne aufzusehen mit der Linken einen Platz anweist. Dann kritzelt er ein paarmal furchtbar — es ist wohl sein Namenszug — wirft die Feder hin, scheuert mit den runden Händen rasch über die blanke Stirn und dreht sich zu ihm hin: „Also, Meister Frank, irgendwer will nicht bezahlen, hat erst auf die Möbel geschimpft, hat sie dreimal unarbeiten und zweimal lackieren lassen, und nun fehlt ihm das lose Geld. Sollen wir schon kriegen, wenn er nur festes hat.“

„Nein,“ sagt Frank, der wieder menschlichen Mut bekommt, und setzt seinen Hut neben sich auf die Erde, „so geht der Hobel heut nicht,“ und legt dem rotbäckigen Mann, der gerade Zeit hat und ihn ruhig durch die Brille ansieht, während er die gefalteten Hände auf sein Bäuchlein gelegt hat und zeitweilig mit den aneinandergestemmt Daumen darauf trommelt, die Geschichte auseinander und sagt ihm auch, wie's ihm soeben in der Königsstraße ergangen ist.

„Ja, Meister Frank,“ sagt der Rechtsanwalt und beginnt eifriger zu trommeln, „was mich angeht, so ist mir hier das unpraktische Plüschgeröll,“ er zeigte über das Sofa und die dicken Vorhänge, „längst zu müßig. Ich muß ein helles amerikanisches Bureau haben. Die einzig praktischen Menschen der Welt, dieser Auswurf des altersschwachen Europa da drüben, diese Kerle ohne Tradition! Also ein ganzes Bureau in hellem Eichenholz, amerikanisch.“

„Da können Sie mein eigenes kriegen,“ sagt Frank und weiß gar nicht, woher ihm der Gedanke so auf einmal in den Mund fällt.

„Schon,“ sagt der kluge Mann, der ihn noch eine Weile durch die Brille ansieht, und muß lachen, so herzlich, daß Frank mitlacht wie in alten Tagen. Wenn das nur nicht einreißt, Meister Frank. Was übrigens das erhabene Hühnerwoll in der Königsstraße anbetrifft, so könnt Ihr daran ein Naturgesetz lernen: Eine Henne mag noch so gut für ihre Kücken gesorgt haben, wenn die nachher mit in den allgemeinen Hühnerstall wollen, ist sie die erste, die sie hinauspißt. Aber was sollt Ihr in den Hobelspänen mit Naturgesetzen! Euch muß man das Futter praktisch geben: Ergo, sagen bei dem englischen Dichter Shakespeare die Narren, die heutzutage Rechtsanwälte geworden sind, ergo: um ein Möbelstück zum Gebrauch zu machen, dafür hat man einen Tischler nötig, der nach Leim riecht und eine Pfeife im Rock hat —

ich rieche übrigens noch nichts —, um aber den Zierkram für die überflüssigen Stuben vornhinaus zu kaufen, dazu braucht man ein Geschäft, das in Paris oder England die Nase und hier bei uns — das Gegenteil hat. Ihr, Meister Frank, riecht nicht mehr nach Leim und habt die Nase noch nicht in Paris oder England. Ergo: seid Ihr — ein Fischbassin im Hühnerstall, eine Gießkanne im Nil, überflüssig seid Ihr, Meister Frank. Laßt das Geschäft dem Johannes, der kommt vielleicht durch die Bluteigel, die immer da sind, wenn ein neues Pferd ins Wasser gefallen ist. Ihr aber zieht Eure blaue Schürze wieder an. So wird der Handwerker vielleicht den Kaufmann am Leben halten.“

Als Frank von dem kleinen Mann mit der Brille die steile Straße hinauf nach Hause geht, steht die Mittagssonne hinter ihm und läßt seinen Schatten so drollig vor ihm herlaufen, daß er lachen muß über seinen dicken Kopf. Beim Essen blinzelt er seinen Johannes, der bedenklich an der Suppe löffelt, ein paarmal verschmizt an, wie wenn er sagen wollte: für dein Stirnrunzeln hab' ich nun ein Bügeleisen. Nachher setzte er sich breitbeinig in den Lehnstuhl zu dem Sohn, der mit dem letzten Bissen schon wieder hinunter will, und sagt vergnügt: „So, nun hör mal zu!“ Und während er zwischen den Knien die Pfeife stopft und das Mundstück schon in den Zähnen hat, fängt er so recht glücklich an, von seiner Idee zu sprechen, beginnt strahlend mit dem amerikanischen Bureau und hört mit der blauen Schürze auf.

Aber Johannes hat wohl zuviel Verdrießlichkeiten gehabt. Er scheint alles falsch zu hören, wird gleich erregt und wirft ihm vor, er habe durch den Rundgang nur den Kredit geschädigt. Ein Geschäftsmann wäre kein Handwerker, der zu den Leuten ginge. Und bei der blauen Schürze wären sie doch noch nicht. Es hätte bis jetzt nur an der modernen Reklame gefehlt; aber die sänge jetzt an. Und mehr Massenware aus den großen Möbelabriken müsse in den Laden.

Und Frank, der ganz auf den Kopf geschlagen ist, muß wieder in die sammetne Hausjacke und hinunter ins Kontor. Aber es sind noch keine drei Tage vergangen, da hat er sich heimlich doch Arbeit geholt.

Es sind nur einfache Sachen, die gar nicht in den Saal und zu den Maschinen passen, doch braucht er weder Kreisägen noch Hobelmaschinen dazu. Das alte Handwerkszeug steht ihm besser zur Hand. Auch arbeitet er nur Abends oder Mittags, wenn die anderen fort sind. Sonst ist er getreulich im Kontor. Er sieht die Reisenden kommen mit Cylinderhüten und Wachstuchbündeln, er sieht die großen Reklamen mit seinem Namen in den Zeitungen stehen und findet auch die großen Rechnungen davon, er liest die Geschäftsbriefe mit ihrer lügenhaften Freundschaft und die lockenden Angebote der Holzhändler und Fabrikanten. Er muß an die Bluteigel denken, von denen der Rechtsanwalt gesprochen hat.

Und eines Tages steht er vor seinem Johannes

und sagt: „Was willst du mich alten Kerl in diese moderne Schachtel hier sperren. Sieh da, ich hab' meine Arbeitshände, wie ein Pferd die Peine hat zum Laufen. Die faulen mir ab. Laß sie wenigstens dabei sein, wie andere Hände arbeiten dürfen. Es ist kein Schade, daß einer zwischen dem fremden Volk nach dem Rechten sieht.“

So kommt er endlich wieder in die Werkstatt und meint, nun müsse schon alles geregelter laufen. Aber was er so beim schnellen Durchgehen immer gefühlt hat, das muß er jetzt im einzelnen erleben. Das ist keine Handwerkerstatt mehr mit Gesellen, das ist eine Fabrik mit Tagelöhnern. Die kommen und gehen nach der Stunde, und fünf Minuten vor dem Glockenschlag steht alles schon im Ruck und lauert. Sie lieben ihr Handwerk nicht mehr, sie arbeiten nach der Stunde und habeln, wo es geht. Sie ärgern sich über seine scharfen Augen, und es dauert ein paar Wochen, da machen sie schon seine faltige Miene, seinen knickenden Gang und seine kleine Stimme nach. Einmal sieht er, wie einer ein zerbrochenes Tischbein aneinanderleimt, weil er zu faul ist, ein neues einzusetzen. Das macht ihn so wütend, daß er den Menschen anfährt. Der wird gleich frech, wirft den Leimtopf in die Späne, rafft seinen Rock über'n Arm und geht. Er kann sich nicht halten vor Zorn und will ihm nach. Die anderen springen gleich heran und halten ihm die Tür zu. Er tobt und schreit. Da wird sie von außen aufgedrückt und Johannes kommt mit abgehettem weißem Gesicht herein. Hinter ihm grüßt der Mensch.

Er nimmt Frank an der Hand mit ins Kontor, schiebt den Schreiberjungen, der seitdem an seinem Platz sitzt, hinaus und geht vor ihm auf und ab wie ein erzürnter Lehrer: „Ich hab's gewußt, daß das so gehen würde, darum hab' ich dich von Anfang da hinausgetan.“ Und dann wird er auf einmal wild und er greift ihn, seinen Vater, an. Er hat von seiner heimlichen Arbeit gehört. „Du hast mich lächerlich gemacht mit deiner Handwerkerei. Du wirst niemals lernen, dich als Geschäftsmann zu benehmen!“

„Nein,“ sagt er da still und dreht sich nach der Tür, „du hast recht, das werd' ich niemals lernen.“

Seitdem bleibt er in seinem Zimmer. Da ist kein Geschäft, da steht sein alter Sekretär gravitatisch zwischen den anderen Möbeln, die er sich selber zur Hochzeit gemacht hat. In den Jahren sind Mahagoni, gebräuntes Eichen und nun das blau und grün gebeizte Allerlei Mode geworden und gewesen. Er kann nichts lieben als diesen schönen sanften hellen Nußbaumton und diese altmodisch bunt und klein geblünte Tapete dahinter. Und überm Sofa im runden Rahmen, da ist er selbst mit seiner Jeannette, wie sie damals waren: er als Tischlergeselle und sie als Dienstmädchen bei den Metzgerleuten in Straßburg. Was für ein kleines Glück und was für ein großes Unglück heute! Aber dann will er nichts gegen seinen Johannes sagen und wird sich selber gram. Was ist er für ein stachlichter schwachköpfiger

Knebelbart, der überall im Weg steht und nicht mehr in die Welt paßt! Er ist zu alt geworden. Wenn er nur stürbe!

Es scheint auch, daß es ohne ihn besser geht. Das Weihnachtsgeschäft im zweiten Jahr ist günstig gewesen. Johannes spricht davon in flüchtigen Worten. Frank versteht die Zahlen nicht, aber er hört gern, daß sein Junge zufrieden ist. Er weiß auch, daß er seit einiger Zeit häufig nach Mettmann fährt. Da ist ein Knopfabrikant, mit dessen Tochter er Halma spielt und Lieder singt. Sie wird gewiß seine Frau. Da kann sein Vater erst recht hier oben in seinem Stübchen bleiben, zumal die Peine allmählich klapprig werden.

So fängt er an, sich eine Zufriedenheit vorzureden, die ihn doch keine Stunde wahrhaft ruhig macht. Und Abends, wenn die Märznebel schon um vier Uhr alles traurig und dämmernd machen, sitzt er wohl auf seinem Stuhl, sieht hinauf in die bleiern Schwaden und ist hoffnungslos und leer bis zum Tod. Es ist so schwer, wie eine alte Gule dazu sitzen. Die Hände möchten etwas tun. So fängt er an, Blumen zu pflegen. Und manchmal, wenn er mit dem Gießkännchen am Fenster steht, fällt ein Sonnenstrahl daher und mitten aus den Wolken hebt sich ein Wolkenstück so klar, wie er es niemals sah. Dann meint er, es sei Mittag und er hätte nach dem Essen schwer geträumt, nun wäre es Zeit, die Schürze umzubinden und in die Werkstatt zu gehen. Aber dann sieht er unten im Hof den rotbemalten Geschäftswagen stehen, und er weiß, es ist kein schwerer Traum, es ist ein schweres Leben. Wer von euch Lebendigen, die ihr noch das Glück eurer Arbeit habt, wer kennt die leeren Tage eines alten Mannes, der mit ruhelosen Händen auf nichts zu warten braucht als auf den Tod!

Aber in die schwärzesten Gewitterwolken fällt der erste krachende Donner noch als ein größerer Schreden: er hat wieder einmal mit schmerzenden Beinen schlaflos dagelegen und steht am Morgen beim Ofen, um sich die geschwollenen Knie einzureiben, als Johannes die Tür aufmacht. Er sieht an ihm vorbei, setzt sich an den Tisch und faßt nach der Kaffeekanne.

„Der ist kalt, laß dir neuen kochen!“ jagt Frank, der über den frühen Besuch verwundert ist, und streift die aufgerollten Hosenbeine herunter. Aber Johannes schiebt die Kanne zur Seite, schüttelt den Kopf und sieht auf den Tisch. Nach einer Weile sagt er nebenbei: „Willst du nicht 'mal wieder ins Kontor kommen?“ Und als Frank nichts sagen kann, fügt er nicht ohne Vorwurf hinzu: „Es ist doch schließlich dein Geschäft.“

Frank fühlt sein Herz, wie wenn eine Hand es von unten aus der Brust herausdrücken wollte. Er muß sich hinsetzen.

„Du kannst es auch hier machen,“ spricht Johannes weiter, mit einer Stimme, die im Sprechen heißer wird, und zieht ein Papier heraus. „Hast du Tinte? Was soll ich dir Dinge vorreden, die du doch nicht anhörst: Das ist ein Wechsel, den mußt du unterschreiben.“

Frank hat nie im Leben einen solchen Zettel gesehen, er weiß gar nicht, was seine Zeichen bedeuten, er kennt nur das furchtbare Wort: Wechsel! Das ist wie Falschmünzerei, Unterschlagung, Betrug. Und Johannes, der das alles fühlt, der Angst hat vor den forschenden Augen und der den Wechsel haben muß, fängt laut an zu sprechen von moderner Geschäftsführung, von vereinfachter Zahlung und von Kredit. Es ist eine zusammenhanglose Rede, manches sagt er zweimal und einiges immer wieder.

Frank ist es gleich. Er hat nur ein Gefühl, als ob ihm die Schädelknochen ineinanderbrächen. Aber Johannes kann ihn nicht schonen. Und was ein Sohn mit harten Worten von seinem Vater will, wo ist die alte Männerhand, die da geschlossen bleibt.

„Johannes, du mußt mir sagen, ob es ein Betrug ist!“

Und der Sohn, der seinen Sieg fühlt, hohnlacht ihn an: „Was soll dabei Betrug sein? Du hast doch meine Schülerzeugnisse auch unterschrieben!“

So schreibt er mit zitternder Hand seinen Namen auf die Stelle, die ihm der scharfe Fingernagel des Sohnes zeigt. Aber als Johannes mit dem Wechsel hinaus ist, sieht er stehend über den Tisch mit dem porzellanernen Tintenfaß, über seine alten Möbel hin, die es mit angesehen haben. Auf einmal mitten in der eigenen Not fällt ihm das Gesicht seines Sohnes ein, wie es eben vor ihm war: dieses abgekehrte Auge, dieser freudlose Mund. Was bleibt er doch für ein empfindlicher, eigensüchtiger Narr, daß er seinen Johannes allein in der Arbeit und so elend werden ließ. Er denkt an das Wort des Rechtsanwalts und erschrickt: „So wird der Handwerker vielleicht den Kaufmann am Leben halten.“ Der Kaufmann hat seine Schuldigkeit in den anderthalb Jahren über Menschenkraft getan, aber wo ist er, der Handwerker, geblieben?

Seit dem Morgen steht der Tischler Frank wieder in der Werkstatt, hat eine Schürze vor und schafft wie ehedem, in einer Ecke, die er mit Brettern abgeschlagen hat. Da steht seine alte Hobelbank und sein liebes, altmodisches Werkzeug, da hat er bald wieder seine alte Arbeit; auch gute Stücke sind darunter: Schränke mit eingelegten Kleeblättern, wie er sie früher den Eltern gemacht hat und wie sie jetzt hier und da die Kinder nachbestellen. Aber es ist doch nicht wie ehedem. Wenn er auch nichts davon sieht, rundherum surren die Riemenräder und die Hobelmaschinen kreischen, es ist ein fiebernder Staub und ein Pochen in der Luft, kein Ausruhen, kein Überlegen, nur Pausen, die den jagenden Lärm wie mit dem Messer abschneiden. Dann und wann tönt eine scharfe Stimme durchs Geräusch, das ist Johannes, der rasch wie mit zwanzig Augen hereinkommt und wieder geht. Und jetzt hat das Fieber auch ihn gepackt. Das ist kein Handwerk mehr mit seiner behaglichen Freude, das ist Arbeit, Tagelöhnererei, nur fertig, fertig!

Und wenn er abgehakt mit Geld von den Kunden kommt, dann brennt das Fieber auch darin, bis er es in die Kasse geworfen hat, — wer weiß, ob es

in der nächsten Stunde nicht zu spät ist? Wenn Johannes darüber kommt, sieht er den Vater reuevoll an, sagt auch wohl ein paar traurige gute Worte und weiß nicht, wie wohl das seinem alten Herzen tut.

Oft aber sitzen Herren da, die peinlich schweigen und mit den Fingern auf den Tisch trommeln, solange er darinnen bleibt. Wenn sie erregt sprechen — Johannes hat in den anderthalb Jahren eine so scharfe Stimme bekommen —, wagt er gar nicht hineinzugehen. Als er an einem warmen Junitag durch den Torweg in die Stadt gehen will — es ist schon Monate her, daß er wieder in der Werkstatt arbeitet, und er hat manchen Wechsel seitdem unterschrieben —, wird hinter ihm die Kontortür aufgerissen, jemand schreit noch etwas zurück und stampft an ihm vorbei. Es ist ein Holzhändler, den er kennt, ein großer Mensch mit Plattfüßen, der einen kurzgestutzten Schnurrbart trägt und ständig mit den Augen blinzelt. Er sieht ihm erschrocken nach, wendet sich zögernd und bang ins Kontor. Das sitzt sein Johannes zusammengebrochen hinter dem bepakteten Schreibtisch, sieht ihn blöde an, greift auf einmal in die Luft, wie wenn da sein Arm wäre, und läßt die Hand niederschlagen, daß die messingene Briefwage klirrend umfällt: „Es geht nicht mehr. Vater, hilf mir von den Menschen!“

Nur einen Augenblick faßt ihn der Schrecken, dann weiß er gleich, daß seine Stunde gekommen ist.

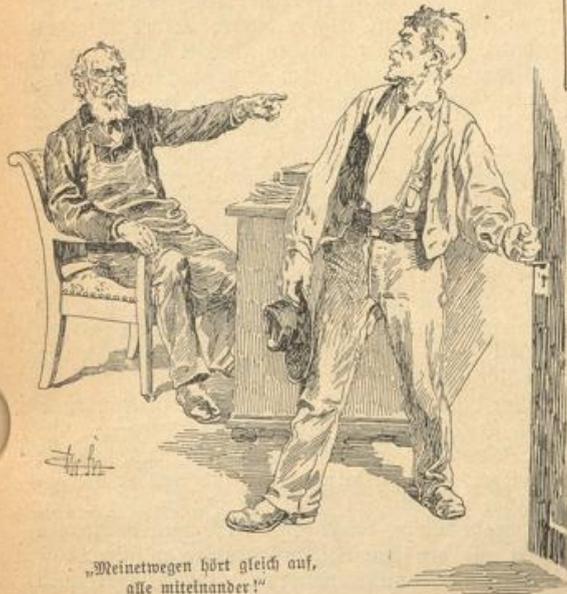
„Johannes,“ sagt er, „Johannes, das sind die Bluteigel; aber ich helfe dir!“ Und was er nie getan hat, er legt seine Arme um ihn; und der Sohn, der große Mann, drückt seinen Kopf mit dem blonden Bart und den jämmerlichen Gedanken an seine Brust und kann nicht mehr und weint. Und so, ohne einen Blick, unter den Tisch gesprochen erzählen die schluchzenden Worte von den Leidensstationen eines Riesenkampfes: schon seit einem halben Jahr bezahlt er den Holzhändler mit Möbeln und muß auch sie zu einem Preis liefern, der ihn rettungslos in tiefere Schuld arbeitet. Da haben die Treibriemen gefurt und die Löhne sind gezahlt worden, damit der Holzhändler das Geld raffen konnte; und nun ist eine Forderung da von fünfundzwanzigtausend Mark, die soll Frank als der Inhaber des Geschäfts durch seine Unterschrift ausdrücklich anerkennen.

Frank hört dies und viel anderes Übel und hat wohl Mitleid mit dem Sohn, aber wie er dasteht, den gelben durchfurchten Kopf mit dem schlohweißen Knebelbart fast glücklich zu ihm heruntergebeugt: das ist mehr als ein Vater, der seinen Sohn wieder gefunden hat, das ist ein fast verlorener Menschen glaube, der nun weiß: es war doch alles recht, wie er es gelernt hat von seinen Vätern. Und in dieser alten Welt hat auch sein Handwerk noch immer goldenen Boden. Nun er darauf wieder bauen kann, ist ihm um seinen Sohn nicht mehr bange.

Das alles sagt er in dummen tollen Worten und merkt nicht, daß Johannes allmählich den Kopf hebt und ihn erstaunt ansieht, und plötzlich seine Uhr zieht

und aufspringt: „Ich muß ja fort! Sie hat Geburtstag, gerade heut!“

Und als Frank gar nicht antwortet und immer noch in Verstonnenheit seine eigenen Worte spricht, läßt er ihn stehen und läuft hinaus. Frank bleibt allein zwischen den amerikanischen Möbeln; sie bedrücken ihn nicht mehr. Er ist Herr über alles geworden. Und auch, als er merkt, daß Johannes längst fort ist, als er anfängt, wieder ruhiger und nüchtern zu werden, bleibt diese Sicherheit in ihm. Er holt seine Schürze herunter und so als Tischler beginnt



„Meinetwegen hört gleich auf, alle miteinander!“

er, die Bücher herauszuholen und aufzuschlagen. Er versteht nichts von Debet und Kredit und Saldo, aber er kann Zahlen und Rechnungen lesen und erkennt, daß viele Schulden da sind, er liest auch Briefe, in denen Drohungen sich wörtlich wiederholen, er liest sie fast mit Befriedigung, das sind die Blutegele, die seinen Johannes gequält haben, nun steht er da, Frank der Tischler, fest gegen alles.

Am Spätnachmittag klopf es an die Tür. Er bekommt doch einen Schrecken, aber er bleibt tapfer sitzen zwischen den aufgeschlagenen Büchern und Rechnungen und ruft herein!

Es ist einer von den Arbeitern, ein langer, schlottiger Kerl, der enttäuscht stehen bleibt und nach dem Chef fragt.

„Der bin ich,“ sagt Frank.

„Dann gebt uns endlich unsern Lohn. Sonst hören wir morgen auf.“

„Meinetwegen hört gleich auf, alle miteinander!“ Und als der Kerl noch trotzig dasteht mit seinen langen Armen, fährt er ihn an, daß er verdutzt hinausgeht.

So als Sieger bleibt er unten bis zum späten Abend, legt bezahlte und unbezahlte Rechnungen

auseinander. Und in der Nacht hat er einen Traum, der ihn noch fester macht. Er liegt ohne Schlaf im Bett, so wie er in seinem Alter häufig liegt, und sieht ins Fenster, hinter dem die helle Sommernacht steht. Wie wenn es eine Tür wäre, gar nicht spulhaft, so einfach wie sie immer war, kommt seine Frau Jeannette durchs Fenster herein und macht es sorglich wieder zu — er sieht jede Bewegung ihrer Hände — bückt sich und hebt etwas vom Boden auf wie eine große schwarze Feder. Damit geht sie zur Stube hinaus, auf den Behen, wie sie immer tat, wenn er schlief.

So sonderbar die Handlung ist, so deutlich hat er die Erscheinung vor Augen, und als er sich am Morgen mit offenen Augen schlafend findet, ist ein Gefühl in ihm, wie wenn er vom Abendmahl käme. Er wäscht sich feierlich wie zu einer heiligen Handlung und nachher sitzt er im schwarzen Handwerkerrock in der Stube und wartet auf seinen Sohn. Aber der kommt gar nicht herein, daher muß er ihm nachgehen ins Kontor.

„Johannes,“ beginnt er, nachdem er ein parmal vor dem eifrig Schreibenden hin und her gegangen ist und sich an der Festigkeit seiner Schritte ermutigt hat, „wem gehört das Geschäft?“

„Bis jetzt noch dir,“ antwortet Johannes, weicht seinem Blick nicht aus und hat wieder ganz seine scharfe Stimme, „was meinst du damit?“

„Ich meine,“ sagt Frank und setzt sich, „daß die Blutegele satt sind. Der Holzhändler braucht mit nicht die „Bude“ schließen zu lassen, wie er da schreibt, das tu' ich selber.“

Er hat erwartet, daß Johannes erschrocken sein wird, und weiß schon alles, wie er ihn süßlich machen will. Nun rückt der nur einen Augenblick unwillig auf und lächelt darnach fast mitleidig auf eine harte Weise: „Weißt du, so macht man eine Tischlerwerkstatt zu. Ein Geschäft, wie dies, gehört hundert Leuten, die du damit um ihr Geld betrügst.“

Und während Frank bestürzt dasteht, beginnt er — was ist nur über Nacht mit ihm geschehen — mit einem Lineal spielend im Zimmer auf und ab zu gehen und sagt mit verächtlichem Lächeln Dinge, die nur zu denken für Frank Ungeheuerlichkeiten sind. „Ob der Holzhändler die fünfundsanzigtausend Mark in seinen Büchern oder in bar hat, das ist für sein Vermögen gleich. Kredit hat erst einer, der was schuldig ist. Machen wir das Geschäft zu, dann sind wir arme Leute, halten wir's auf, dann können wir soviel Schulden machen, wie wir wollen, aus Geschäft geht uns keiner. Der Blunder im Laden gehört dem Fabrikanten, das Haus geht in die erste Hypothek, die zweite fällt ganz aus: das weiß jeder, dem wir einen Pfennig schuldig sind. Sie müssen uns halten, um nichts zu verlieren. Was meinst du, was die tun, wenn du ihnen dazwischen kommst? Das ist übrigens bei neunzig von hundert Geschäften so.“

Frank beginnt zu ahnen, daß sein Sohn mit Leib

und Seele zu dieser Welt gehört, die ihm anderthalb Jahre von seinem Leben verwüftet hat.

„Und mein Name, der da draußen und hier auf den Blättern steht?“

„Dein Name ist eine Firma, weiter gar nichts. Da könnte auch Michel Pfennigfucher stehen. Das hat mit deiner Person nichts zu tun.“

Frank sieht ihn erschrocken an. Das ist nicht sein Johannes, nicht der fröhlich lachende von früher und nicht der schluchzende von gestern, das ist ein fremder Mensch, der höhnisch lächelnd dasteht und das Lineal mit beiden Händen zwischen Daumen und Zeigefinger vor die Brust hält. Eine Bitterkeit gegen ihn steigt in ihm auf, ein Haß, den er nie gekannt hat. Er kann den Kopf nicht bewegen, so drängt ihm das Blut in den Hals hinauf: „Dann hab' ich auch nichts mehr damit zu tun!“

Er will noch etwas dazu sagen, etwas Hohes, das ihn von dem furchtbaren Druck befreit. Er findet nichts, kann auch nicht mehr so dastehen und wendet sich schweigend hinaus. Er holt seinen Hut herunter und geht in die Stadt. Es ist ein warmer Tag mit einem trockenen Wind, der den Staub durch die Straßen jagt und es schwer macht, zu atmen. Die Männer halten ihre Hüte und die Frauen ihre Kleider.

„Guten Tag, Herr Frank!“ hört er jemand im Vorübergehen sagen. Er dreht sich nach ihm um, kann ihn aber nicht erkennen. Wie er noch dasteht, fällt ihm ein, daß alle die längst über ihn sprechen. Um das zu wissen, geht er in ein Irishhaus, wo er früher wohl ein Glas zu trinken pflegte. Der Wirt rechnet gerade mit einem Reisenden ab, erkennt ihn nicht in der Eile, nimmt noch immer im Gespräch mit dem Reisenden das Geld und sagt kurzweg: Danke. Das ist seinem Mißtrauen genug. Er trinkt keinen Schluck, geht hinaus und weiß nur noch einen, zu dem er jetzt gehen kann. Das ist der kleine Mann in der Rechtsanwaltsstube. Diesmal muß er lange warten. Es sind viele Kunden vor ihm da, die alle dasitzen in dem dämmerigen Raum und mit vorgebeugten Köpfen auf den Boden stieren. Die Welt kommt ihm so verwüftet vor.

„Recht, Meister Frank,“ sagt der Rechtsanwalt, als er den letzten der traurigen Leute, einen großen seinen Herrn, an die Tür gebracht hat und ihn an der Hand hineinzieht. „Seht Euch mein neues Bureau mal an. Die blaugraue Tapete zu dem graugelben Holz!“ Er schnalzte mit der Zunge. „Geschmack hat die Firma Georg Frank. Nur sonst steht's nicht zum besten!“ Er drückt ihn sanft in einen Sessel. „Es gehen ein bißchen viel Wechsel um. Das wißt Ihr doch?“ Er sieht ihn forschend an.

„Ich hab' sie unterschrieben,“ sagt Frank. Er ist erschrocken, wie der Mann mit den klugen Augen hinter der Brille so mitten in seine Gedanken gesprungen ist.

„Um so besser für Euren Jungen.“ Frank versteht nicht gleich. „Mein Sohn ist kein Betrüger,“ sagt er dann, nicht aufwallend, fast stehend.

„So ein häßliches Wort paßt für keinen, Meister Frank! Geschäfte sind Webereien, manche machen grobes Sackleinen und manche geblünte Seide. Nur der Staat klebt irgendwo einen Zettel auf und schreibt: Verboten! Ich an Eurer Stelle würde nicht soviel Wechsel unterschreiben.“

„Der letzte ist gewesen!“ sagt Frank und fängt an zu sprechen, und erzählt alles, was ihm so furchtbar ist, und wundert sich, daß der hinter seiner Brille so gleichmütig bleibt und nur manchmal, wie man gelangweilt mit dem Spazierstock in den Sand stößt, ihn mit einem dazwischen geworfenen Wort zum Weitersprechen treibt.

„Konkurs!“ sagt er wie befriedigt zum Schluß, während Frank noch immer hinter Atem ist vom Sprechen und mit dem nassen Tuch über die heißen Ohren streicht. „Sofort Konkurs, wenn Ihr Euren Jungen gern habt. Setzt Euren Hut auf. Ich muß doch da hinaus. Da kann ich ein bißchen Handelsgesetz mit dem jungen Mann treiben.“

Johannes unterhandelt gerade mit dem Arbeiter, der gestern den Lohn für die anderen forderte, als sie hereinkommen. Er wird blaß und schießt den Mann hinaus.

„Guten Vormittag, Herr Frank,“ sagt der Rechtsanwalt und stellt seinen Hut mit dem Stock in die Ecke. „Ihr Herr Vater möchte da auf den Briefbogen die Firma etwas geändert haben. Das läßt sich schnell machen. Ich komme dann gleich hinaus, lieber Meister Frank.“

Und während Frank gehorsam hinausgeht, sieht er den kleinen Mann schon im Sessel sitzen und unbekümmert sprechen, wie wenn er einen Blauberbesuch machte. Er zittert so, daß er nur mühsam die Treppe hinaufkommt. Und als er oben in seiner Stube ist, möchte er wieder hinunter. Er will das Fenster zumachen vor der grellen Sonne, streckt die Hand nach dem blanken Griff, da wird etwas, das schon in der Rechtsanwaltsstube ein paarmal wie ein dumpfer Druck in seine Gedanken kam, zu einem klaren Schrecken: Wenn sein Johannes nicht ehrlich gewesen wäre! Das trifft ihn so, daß er mit der Hand an der Scheibe heruntertastet und dann nach der Tür zurück will. Jetzt weiß er, warum der Rechtsanwalt mit heraufgekommen ist. Und so haltlos im Zimmer stehend erlebt er furchtbare Minuten.

Da klopft es und der Rechtsanwalt kommt herein. Er ist ein wenig blaß und hinter Atem vom schnellen Steigen. „Nun sagt mal herzlich Gott sei Dank, Meister Frank!“ lacht er und schüttelt ihm beide Hände, wie es gar nicht zu seinem sonstigen Gleichmut paßt. „Euer Junge wird Euch anbrüllen. Aber das erleichtert und ist ihm besser als die große Wassertour nach Amerika. Die hat er nicht nötig. Jetzt geht's ein paar Wochen hier zu wie bei einem Schiffsuntergang. Ihr habt an Eurem Handwert ein gutes Rettungsboot. Guten Tag, Meister Frank!“

Er ist längst schon hinunter, da sieht Frank immer noch mit schlaffen Händen. Er hat die große Gefährde zu spät gesehen und erlebt nun nachher erst ihre

Schrecken: sein Sohn ein Betrüger und im Gefängnis! Wenn er daran denkt und daß Johannes nun durch ihn, durch seinen alten törichtigen Vater gerettet ist, dann könnte das Haus mit ihm zusammenstürzen, er würde nicht zittern, so mächtig fließt das Glück durch ihn. Aber wie er an sein Handwerk denkt, an seinen goldenen Boden, den er nun von neuem bereiten will, muß er sich setzen. Er ist so hinfällig in den Beinen. Jetzt, wo er alles getan hat, scheint die Kraft aus ihm fortzuliegen. Er hat eine Schlacht geschlagen gegen die neue Welt, eine Schlacht von anderthalb Jahren. Nun sitzt er müde da mit hundert Wunden.

Und doch steht das Schwerste noch vor seiner Tür. Das Schwerste ist nicht, daß sein Johannes, für den er sich selber hergegeben hat mit Leib und Seele, am Nachmittag wie ein Tier gegen ihn schreit: „Das vergess' ich dir in meinem Leben nicht.“ Das Schwerste ist nicht, daß die Arbeiter mit betrunkenen Gesichtern und gemeinen Flüchen in seine stille Stube kommen. Das Schwerste ist auch nicht am andern Morgen, nach einer Nacht mit einem Schlaf, tief wie der Tod — er kann gar nicht denken, daß er noch lebt, Johannes ist fort nach Mettmann — da wird er ins Kontor geholt. Der Holzhändler spuckt vor ihm aus und sagt: „Betrüger“, so daß der große graue Herr neben ihm mahmend die Hand auf seinen Arm legt. Das ist der Konkursverwalter. Frank soll die Bücher zeigen und erklären. Er holt ihnen aus dem Schrank heraus, was sie wollen, er gibt ihnen jeden Schlüssel her, aber was soll er erklären, der selber nichts weiß?

„Sie werden schon noch wissen!“ schreit ihn der Holzhändler mit seiner dünnen Stimme an, so daß der graue Herr mit dem mürrischen Gesicht ihn wieder zurückhalten muß.

Dann schließen sie das Kontor zu und nehmen die Schlüssel mit. Das alles ist schwer für den alten Frank, aber nicht das Schwerste. Das Schwerste beginnt am Nachmittag mit einem versiegelten Brief, den ein Mann mit einer Dienstmütze bringt. Das ist eine schleunige Vorladung zum Gericht. So wie er da ist, muß er mit. Es geht über steinerne Treppen und durch lange weißgetünchte Gänge vor einen braunbärtigen Mann, der in einem Zimmerchen an ein Regal gelohnt steht.

Der nimmt erst noch einige abgestoßene Pappbände zur Hand, wirft sie ins Gesicht zurück und sieht Frank mit gutmütigen Augen an. Dann fängt er an, allerlei zu fragen: wer Inhaber des Geschäfts gewesen sei? wer die Bücher geführt habe?

Frank, der wieder zu fürchten beginnt, daß Johannes doch nicht alles recht gemacht habe, versteht nicht, was er hört, und weiß nicht, was er sagt, bis der Mann mit dem braunen Bart seine großen Augenbrauen hochzieht und befriedigt spricht: „Sie verwickeln sich in Widersprüche.“

Nachdem er ihn dann noch fünf Minuten lang da stehen gelassen und ruhig schreibt, als wenn niemand im Zimmer wäre — Frank, dem es schwach wird

in seinem alten armen Kopf, wagt nicht laut zu atmen —, geht er zur Wand, drückt auf einen Knopf und sagt, indem er behäbig mit seiner weißen Hand über den braunen Bart streicht: „Es ist die Anklage auf betrügerischen Bankerott erhoben. Sie müssen in Haft!“

Als Frank mit verlorenem Kopf dasteht, tippt ihm jemand von hinten auf die Schulter. „Kommen Sie mit!“ sagt eine milde Stimme und er sieht in ein bartloses Gesicht mit blauen Augen. Dem folgt er willenlos durch lange Gänge und über Treppen hinunter, und erst, als hinter ihm eine Tür zugemacht und mit klirrendem Schlüsselbund verschlossen wird: da weiß er, daß er, der Tischler Georg Frank, im Gefängnis ist.

Als der Wärter nach einer halben Stunde kommt, um seinen Wasserkrug zu bringen, steht er noch immer da, wie er hineingekommen ist. Der Mann hat schon mehr als einen so gesehen und will ihm gutmütig zureden. Aber in diese Ohren scheint nichts mehr hineinzugehen. Nur am zweiten Tag, als er ihm ganz gegen seine Instruktion erzählt, daß auch sein Sohn eingezogen, aber gleich nach dem ersten Verhör freigelassen worden ist, tut der alte Mann einen langen klagenden Seufzer. Damit scheint das letzte Leben aus ihm fort zu sein. Seitdem sitzt er auf seinem Schemel und sieht in den Boden.

Noch einigemal wird er in der Folge herausgeholt und in das Zimmerchen vor den Mann mit dem großen braunen Bart geführt. Beim dritten Male ist sein Rechtsanwalt da, der ihn gleich an den Händen faßt und ihm in die erloschenen Augen sieht: „Lieber Frank,“ sagt er und schüttelt ihn, „der Herr Staatsanwalt hat die Anklage auf betrügerischen Bankerott fallen lassen. Sie sind vorläufig aus der Haft entlassen.“

Aber er weckt nicht einen lebendigen Funken in den blöden Augen. So faßt er seinen Arm und führt ihn hinaus, winkt einen Wagen heran und bringt ihn nach Haus. Unterwegs sagt er ihm, der ganz erloschen dastht, daß die Untersuchungshaft ein Unglück gewesen und nur durch eine böswillige Anzeige des Holzhändlers gekommen wäre. Die Bücher seien allerdings nicht nach Vorschrift und zuletzt gar nicht mehr geführt worden. So müsse er nach dem Gesetz wegen fahrlässigen Bankerotts verurteilt werden und käme später noch einmal für ein paar Wochen hinein. Aber das wäre nur Gesetzeserfüllung, ihn selber keine jedermann als den treuesten und ehelichsten Menschen. Auch seinem Johannes könne man nichts Betrügerisches nachsagen. Er sei trotz allem ein tüchtiger Kaufmann, der ins moderne Leben hineinpaße und es zu was bringen werde. Augenblicklich wäre er bei dem Knopffabrikanten eingetreten und auch die Verlobung würde bald kommen.

„Nun bleibt Ihr nur nicht am Wege liegen, Meister Frank. Das war ein Unglück, wie's in dieser Zeit jedem kommen konnte. Euer Handwerk hat noch immer goldenen Boden!“

Da endlich hebt der alte Mann langsam den gelben Kopf und sieht ihn an mit einem verlorenen Blick. Die schlaffen Lippen bleiben unbewegt, aber sie können nicht verschweigen, was die Augen deutlich sagen: „Wer den Boden seines Handwerks verläßt, wie ich's getan habe, der muß anders sein als ich, um ihn jemals wieder zu finden. Meine Füße finden keinen Boden mehr auf dieser Welt.“

Er bringt ihn, der wie ein krankes Kind schwach ist, in sein Zimmer hinauf und schiebt ihm seinen Sessel ans Fenster. Frank sieht nicht hinaus über seine welken Blumen in den blauen Himmel, sein Kopf hängt vornüber, wie er im Gefängnis so viele Tage gehangen hat. Der Rechtsanwalt will ihm Wein zu trinken geben, den er schnell besorgt hat, er schüttelt nicht einmal den Kopf, um ihn abzulehnen.

Man muß ihn allein lassen mit seinen alten Möbeln, so findet er sich am ersten,“ denkt er schließlich und geht hinunter.

Als er gegen Abend noch einmal nachsehen will, sieht die Tür offen und der Alte ist fort. Er kennt die Gedanken eines armen alten Kopfes und geht zum Kirchhof. Der Wächter will gerade schließen. Er hat den Alten gesehen, der hätte lange auf einem Grab gegessen, wäre aber wieder gegangen.

Er bleibt auch fort. Und niemand weiß später, auf welchen Wegen er in dieser Nacht umhergeirrt ist, bis er sich doch aufmachte nach seinem Sohn.

Am frühesten Morgen finden Steinbrucharbeiter, die nach Dornay wollen, auf der Höhe vor Mettmann einen alten Mann im Gras liegen. Sie meinen, er sei nur eingeschlafen. Er läßt sich wohl wecken, aber seine Beine können ihn nicht tragen. Da tragen sie ihn für betrunken halten und nach ihrer Arbeit müssen, ihn ins nächste Haus.

Darin wohnt eine alte Witwe, die auch schon aufgestanden und ins Feld



Am frühesten Morgen finden Steinbrucharbeiter einen alten Mann im Gras liegen.

gegangen ist, um Futter für ihre Ziege zu schneiden. Der legen sie ihn zum Scherz heimlich auf ihr armes Bett. Sie ist ein gutes Herz und läßt ihn ruhig liegen, legt ihm, weil seine Hände kalt sind und sein Atem schwach geht, auch noch ein Tuch über.

Am Mittag hat es sich in den nächsten Häusern — es stehen ihrer nur fünf hier oben am Weg — herumgesprochen und die Nachbarn kommen gelaufen. Einer von ihnen erregt sich für das gute Bett der Witwe und will den Trunkenbold aufrütteln: Der gelbe Kopf mit dem weißen Bart schlägt so seltsam hin und her. Da sehen sie, daß er eben gestorben ist.

### Der Gänzjunker.

Historische Erzählung aus dem Neckartal von W. Karl.



I.

Hans Dhnegnick und das stolze Katherle.

Im das Jahr 1330, als wiederum das Faustrecht im deutschen Reiche regierte und jedermanns Hand war gegen jedermann, da lebte auf der steilen Burg Hornberg am Neckar ein mächtiger und zorniger Ritter, Hans von Ulkingen, gewöhnlich Hans Dhnegnick genannt. Denn das Vorgebirg seines Hauptes war mit dem Fessland des Rumpfes ohne die sonst übliche Landenge des Halses oder Genickes unmittelbar zusammengewachsen, so daß man den Ritter weder hängen noch köpfen konnte. Er war klein, aber fast so breit wie lang und von der Kraft eines Bären.

Einst zog er gemäß einer Wette drei starke Ritter am Seil vom Neckar aufwärts bis in den Gänsestall der Burg hinein. Und wie furchtbar wurde der Dhnegnick erst im Turnier oder Kampf! Gleich einer gewaltigen Stahlkugel prallte der gewappnete Klotz jeden Gegner erbarmungslos vom Gaul. Freilich entsprach solcher Körperkraft auch ein heldenhafter Appetit. Man erzählte sich, daß der Dhnegnick auf dem großen Turnier zu Heilbronn, wo nachher ein Junker von Angeloch beim Wein totgestochen ward, auf einen Sitz wohl ein Viertelkalb und einen Eimer Gundersheimer Roten verschluckte; und sei hernach noch in den Hirschen gegangen, frisch Bier zu trinken, die weil ihm der Wein Durst bereitete.

Hans Dhnegnick war nicht etwa ein gemeiner Straßenräuber, sondern sozusagen ein Faust-Rechtsanwalt. Er verfocht allerhand eigene und fremde Prozesse nach der damals gültigen Civilprozeßordnung, d. h. mit Kofz und Keitern, Sengen und Brennen, Schwert und Spieß. Mochte er nun den